Leseprobe, vorläufige Fassung

Die geheimnisvolle Jungfrau, die Clark Strand erschien, erwähnte die Kirche und ihre Dogmen nicht. Vielmehr sprach sie von der wundersamen Kraft des Rosenkranzes, das Leben zu verwandeln und den Planeten zu heilen; und sie enthüllte die Botschaften, die sie in den Gebeten und Geheimnissen des Rosenkranzes verborgen hatte – Kunde eines vergangenen Zeitalters, als Wälder die einzigen Kathedralen waren und die Menschen Rosengirlanden für eine Mutter flochten, deren liebevolle Gegenwart so nah war wie der Boden unter ihren Füßen. So sprach die Jungfrau:

> *Der Rosenkranz ist Mein Leib,*
> *und Mein Leib ist der Leib der Welt.*
> *Dein Leib ist eins mit diesem Leib.*
> *Welchen Grund könnte es da geben, sich zu fürchten?*

Indem sie ihre eigene bemerkenswerte Geschichte darüber, wie sie zum Rosenkranz fanden, ihre Entdeckungen über die ökofeministische Weisheit im Herzen dieser uralten Andachtsform und die lebensverändernden Offenbarungen der Gottesmutter miteinander verweben, zeigen die Autoren einen uralten Weg auf, der jedem offensteht, ob gläubig oder nicht, einen Weg, der uns zu den kraftvollen heilenden Rhythmen der Natur zurückführt.

Clark Strand & Perdita Finn
Der Weg der Rose
Der radikale Weg des Göttlich-Weiblichen, verborgen im Rosenkranz
Aus dem amerikanischen Englisch von Andreas Lentz
© Neue Erde GmbH, Saarbrücken

DER WEG DER ROSE

PROLOG
Das Zeichen der Göttin

Der Rosenkranz ist eine der bekanntesten Andachtsformen des katholischen Glaubens – eine, die alles zu verkörpern scheint, was an der christlichen Lehre fromm und konventionell ist. Doch hält man einen Rosenkranz so, sodass die Perlen einen Kreis bilden und das Kreuz nach unten hängt, offenbart er mühelos das erste seiner vielen Geheimnisse: Der Rosenkranz bildet das Symbol für die Frau – ein Symbol, das weit älter ist als das Christentum.

Das Wort »Rosenkranz« bezieht sich auf die Kränze, die traditionell aus Rosen geflochten und der Jungfrau Maria im Frühling dargebracht wurden. Doch schon lange vor Maria wurden dieselben Kränze als Opfergaben für die Göttin angefertigt, die viele andere Namen hat. Rosen wurden der Venus dargebracht, der römischen Göttin der Liebe und Fruchtbarkeit, deren Symbol ebenfalls ein Kreis mit einem daran hängenden Kreuz war. Davor wurden sie Isis dargebracht, der Großen Mutter der antiken Mittelmeerwelt. Auf ägyptischen Darstellungen, die Tausende von Jahren vor den Evangelien entstanden sind, hält Isis ein Ankh in der Hand, das Hieroglyphenzeichen für das Leben und eine Variante desselben bekannten Symbols – ein Oval mit einem daran hängenden Kreuz, das genau wie ein Rosenkranz aussieht.

Die erste Erwähnung einer rosenkranzähnlichen Andachtsform ist über 5000 Jahre alt und bezieht sich auf eine *Japamala*, das Sanskritwort für »Murmel-Girlande«. Wie das Wort Rosenkranz, bezog sich *Mala* ursprünglich nicht auf einen Kreis aus Perlen, sondern auf einen heiligen Kranz aus Blumen. Anfangs flochten Männer und Frauen Rosenkränze für die Göttin. Später verbanden sie Gebete und Mantras mit diesen Blumen und fädelten schließlich Perlen zu einem Kreis auf, um dieselbe Symbolik darzustellen. Ein Rosenkranz ist eine für die Göttin geflochtene Gebetsgirlande.

Die heutige Form des Rosenkranzes entstand im Mittelalter, als das Christentum seine Herrschaft über das heidnische Europa etablierte. Den Menschen war es verboten, die Große Mutter ihrer Vorfahren zu verehren, also taten sie es nicht nach außen sichtbar, sondern setzten ihre Verehrung für sich ganz persönlich fort, indem sie an ihren Perlen festhielten. Auf diese Weise wurde der Rosenkranz zu einer Art Kirche innerhalb der Kirche. Alte Statuen der Isis, die ihr Baby Horus stillt, wurden zu Darstellungen der Madonna mit dem Jesuskind. Und die Menschen huldigten der Muttergöttin jedes Frühjahr immer noch mit ihren Gebetsketten, auch wenn sie in ihren Gebeten diese Mutter nun Maria nannten. Der Rosenkranz war eine Möglichkeit, die Verehrung der Jungfrau auf den Wurzelstock weit älterer, auf die Erde ausgerichteter Formen der Göttinnenverehrung zu pfropfen, die aus prähistorischen Zeiten überliefert waren.

Im jenen Gebieten Europas, wo der Rosenkranz zuerst aufblühte, wurden Hunderte von Andachtsfiguren der Göttin ausgegraben, die Zehntausende von Jahren alt sind. Schon lange bevor die Menschen ihre Geschichte schriftlich festhielten, lange bevor sie sich niederließen, um in Städten und Dörfern zu leben, vertrauten sie auf die Führung und Weisheit einer Frauengestalt, deren Körper sie mit dem fruchtbaren Boden unter ihren Füßen gleichsetzten. Sie wussten: Alle Dinge – einschließlich ihrer eigenen Körper – waren aus dem heiligen Schoß dieser Erdmutter geboren worden; genauso wie sie wussten, dass alles zu ihr zurückkehrte.

Wenn die Menschen im Mittelalter Maria anriefen, wussten sie: Sie war nicht nur die Mutter Jesu, wie die Kirche sie glauben machen wollte, sondern ihre Mutter seit Anbeginn der Zeit. Sie war bei ihnen vor dem Anfang und würde es nach dem Ende sein. Sie wurde zur Mutter des Lebens, zum Stern des Meeres, zur Königin von Himmel und Erde. Dies waren genau die Namen, mit denen ihre Vorfahren Inanna, Isis und Venus angesprochen hatten. Die Kirche jedoch beharrte darauf, dass Maria keine eigenständige Göttin sei, sondern lediglich eine Fürsprecherin, die die Anliegen der Betenden vor einen allmächtigen Gott bringen würde. Und immer wieder rodeten

kirchliche Autoritäten die heiligen Haine der Mutter, um Platz für Kirchen und Kathedralen zu schaffen. Sie verboten die alten Gebete und Bräuche. Doch die Menschen wollten ihre Verehrung der Urmutter nicht aufgeben, denn ihr wurden weiterhin vielfältige wundersame Heilungen und Fügungen zugeschrieben.

Der jüngste Versuch, Marias Macht zu begrenzen, war die Modernisierungsbewegung innerhalb der katholischen Kirche im 20. Jahrhundert, das Zweite Vatikanische Konzil. Diese weltweite Versammlung von Kardinälen und Bischöfen, die für ihre fortschrittlichen Reformen gelobt wurde, war zugleich eine verdeckte Kampagne gegen die Jungfrau Maria. Die Lobpreisungen der Muttergottes wurden aus der Messe gestrichen, ihre Festtage wurden heruntergespielt oder abgeschafft, ihre Statuen wurden vom Hauptaltar entfernt, wenn sie nicht sogar vollständig aus der Kirche verbannt wurden. Zwar führte die Lesung der Messe in der Umgangssprache zu einer stärkeren Einbindung der Gemeinde, doch zugleich behinderte sie die private Andacht der Mütter und Großmütter, die es gewohnt waren, mit ihren Rosenkränzen zu beten, wenn der Priester auf Latein seine nicht enden wollende Predigt hielt.

Nach dem Zweiten Vatikanischen Konzil geriet der Rosenkranz in die ideologischen Kämpfe der Kirche – dabei ging es um den Kampf gegen den Kommunismus oder den Krieg gegen die Abtreibung. Von Priestern und Päpsten gleichermaßen propagiert, wurde »Der Rosenkranz ist eine Waffe!« zu einem der beliebtesten katholischen Slogans jener Zeit. Was einst ganz persönliche tägliche Andacht gewesen war, wurde zu einem politisch motivierten, meist öffentlichen Akt im Dienst der kirchlichen Agenda und entsprach nicht mehr den Bedürfnissen gewöhnlicher Menschen. So geriet der Rosenkranz als persönliches Ritual in Vergessenheit, und Rosenkränze, die über Generationen in Familien weitergegeben worden waren, wurden auf Flohmärkten und in Trödelläden verhökert.

In diesen Jahre kam es allerdings immer häufiger zu Marienerscheinungen – in Ägypten, Japan, Bosnien, Venezuela, Ruanda, Amerika und unzähligen anderen Orten auf der ganzen Welt –, fast immer verbunden mit der Botschaft, schwere Zeiten stünden bevor und die Menschen sollten den Rosenkranz beten.

Doch die Kirche ignorierte die meisten dieser Erscheinungen, fast so, als hoffe sie, Mutter Maria, die viele Menschen immer noch als göttlich betrachteten, durch ihr Totschweigen zum Verschwinden zu bringen.

Im Jahr 1969 meinte die weltweit führende Rosenkranz-Forscherin Eithne Wilkins, die selbst keine Katholikin war, der Rosenkranz müsse sich unter Menschen aller Glaubensrichtungen und aus allen Gesellschaftsschichten verbreiten. Sie sah, wie Frauen im Zuge der feministischen Bewegung ihre Macht einforderten und junge Menschen institutionelle Autoritäten infrage stellten, und war überzeugt, sie würden sich dem Rosenkranz und dem längst vergessenen »Weg der Mutter« zuwenden. In ihrem bahnbrechenden Buch *The Rose-Garden Game* schrieb sie:

Es gibt keinen Grund, warum die vergleichsweise einfache und recht müheloe Praxis des Rosenkranzgebets nicht auch von Menschen gepflegt werden sollte, die sich nicht an eine bestimmte Glaubenslehre gebunden fühlen, von Künstlern und Intellektuellen oder von allen, die daran interessiert sind, freieren Zugang zum Reservoir seelischer Kraft in ihrem Inneren zu erlangen … Sie hat gegenüber aufwendigeren Techniken den Vorteil, dass sie ohne Guru, Meister oder geistlichen Beistand erlernt und gepflegt werden kann.

Doch die vielen religiös Ungebundenen, die Wilkins bereits am kulturellen Horizont auftauchen sah, wandten sich dem Osten zu. Der Religion überdrüssig, fanden sie in asiatischen Meditationspraktiken das scheinbare Gegenmittel für die Heuchelei der Kirche oder Synagoge ihrer Kindheit. Allerdings mussten sie sich später auch hier mit dem Missbrauch sexueller und finanzieller Macht auseinandersetzen, dem die Meditationsmeister offenbar ebenso häufig verfallen waren wie die Priester.

Als religiöse Übung war Meditation schon immer in erster Linie eine männliche Disziplin. Eine der interessantesten Vermutungen über ihre Ursprünge legt nahe, sie habe sich aus dem Jagdverhalten entwickelt: dem Bedürfnis nach absoluter

Stille und Ruhe, nach fokussierter Wachsamkeit und der Bereitschaft, im genau abgepassten Moment zu handeln. Die Perlenmeditation hingegen scheint dem Verhalten von Frauen zu entsprechen, die Samen, Nüsse und Beeren sammelten. Während der Jäger still und konzentriert ist, ist die Sammlerin eine Meisterin darin, vieles gleichzeitig zu tun: Sie unterhält sich, murmelt vor sich hin, bewegt sich hin und her und achtet auf die anderen. Unzählige Großmütter haben einen Rosenkranz um ihr Handgelenk gewickelt und schieben zwischen Abwasch und Bügeln ein oder zwei Gebete ein. Kinder können versorgt, alte Menschen gepflegt, die Karotten für das Abendessen geschnitten werden, und zugleich bleibt man mit der Muttergottes im Gespräch.

Vielleicht wurde der Rosenkranz von spirituell Interessierten eben wegen seiner Verbindung zum Weiblichen oft übersehen. Er wirkt schlicht, altmodisch, vielleicht ein bisschen zahm. Aus diesem Grund ist es anfangs vielleicht schwer vorstellbar, wie Rosenkranzperlen in ihrer Schlichtheit so viel Schönheit, Liebe, Heilung und – ja – so vielfältige Wunder hervorbringen können. Aber sie können es und sie tun es – schon seit undenklichen Zeiten.

Jemandem, der noch nie eine Eiche gesehen hat, kommt eine Eichel vielleicht wie ein bloßer stumpfer brauner Stein vor. Mohnsamen sehen nicht anders aus als kleine Sandkörner – bis sie zu einem Feld leuchtend roter Blumen werden. Die 59 Perlen eines gewöhnlichen Rosenkranzes liegen in unseren offenen Handflächen wie eine Handvoll Samen … klein, hart, unscheinbar. Doch in dem Moment, in dem wir diese Samen in die Hand nehmen, beginnen sie zu wachsen.

Jedes der 59 Kapitel dieses Buches entspricht einer Perle des Rosenkranzes und stellt eine geführte Reise durch eine Andachtsform dar, die einerseits fest in den spirituellen Traditionen der Vergangenheit verwurzelt, aber zugleich atemberaubend radikal ist in der Art, wie sie uns dem Schutz und der Erneuerung allen Lebens auf der Erde näherbringt.

Der Rosenkranz führt uns auf den Weg des Herzens, zurück zur Sanftmut und Tröstung der göttlichen Mutter. Das Rosenkranzgebet bietet uns einen Weg, unsere Liebe für diese

Mutter wiederzuentdecken, wieder fest auf der Erde zu stehen und in den irdischen Garten zurückzufinden.

Der Rosenkranz erscheint als neuer Weg und ist doch im Grunde ein alter Weg, vielleicht der älteste Weg überhaupt. Wir beschreiten ihn, indem wir das uralte Sinnbild der Mutter allen Lebens in unsere Hände nehmen.

DER WEG ZUM ROSENKRANZ

Bin ich nicht hier, die deine Mutter ist?

Wie kommt es, dass ein ehemaliger buddhistischer Mönch, der kein Katholik ist und sich nicht einmal nominell als Christ betrachtet, schließlich den Rosenkranz betet? Unter normalen Umständen wäre das niemals geschehen. Aber wir haben ja wohl kaum normale Zeiten. Der Rosenkranz stand nirgendwo auf meiner Liste der letzten verzweifelten Versuche, in einer Welt am Rande des Abgrunds einen Sinn zu finden. Ich hatte alles versucht: von nächtlichen Meditationssitzungen allein in den Bergen bis hin zum Ausprobieren aller möglichen spirituellen Praktiken, von denen einige so obskur waren, dass selbst Experten, die ich über sie befragte, mir fast nichts über sie sagen konnten. Währenddessen hatte ich mit den Anforderungen des Familienlebens zu kämpfen und machte mir Gedanken über das, was Perdita und ich als Eltern zu entscheiden hatten. In meiner Panik wegen des Klimawandels und angesichts dessen, was er für unsere Kinder und Enkelkinder bedeutete, suchte ich nach Experten, die mir sagen konnten, was ich tun sollte. Aber den Rosenkranz zu beten, das kam mir nie in den Sinn. In gewisser Hinsicht ist es wie im klassischen Märchen: Ein Mann begibt sich auf eine jahrelange Suche, nur um festzustellen, dass das, wonach er gesucht hatte, die ganze Zeit in greifbarer Nähe war.

Nach der Geburt unseres zweiten Kindes waren Perdita und ich in finanziellen Schwierigkeiten. Ein Buch, an dem ich ein Jahr lang geschrieben hatte, hatte sich nicht verkauft, die Raten für die Hypothek und die Beiträge für die Krankenversicherung standen an, und unser Bankkonto war praktisch leer. Wir hatten

eine Visa-Karte, aber nur noch 100 Dollar Guthaben darauf, und wir hatten keine Ahnung, wie lange das reichen würde. Eines Tages kramte Perdita in verschiedenen Behältern im Haus nach Kleingeld und schickte mich zum Billigladen in der Nachbarstadt, um Milch und Eier zu holen. Auf dem Heimweg fuhr ich an einem kleinen Antiquitätenladen vorbei, den jemand im zweiten Stock seines Hauses betrieb. Im Dachgaubenfenster, von der Straße aus gerade noch zu sehen, stand die Statue einer kleinen dunkelhäutigen Frau mit einem Ausdruck von so unergründlicher Sanftmut, dass ich rechts ranfuhr und den Wagen anhielt. Sie erinnerte mich an die Statue von Kuan Yin, der Göttin der Barmherzigkeit im Zen-Kloster im Bundesstaat New York, wo ich einst als Mönch gelebt hatte – nur schmutziger. Schmutziger … und sehr viel geliebter. Mit der Zeit geschwärzt, sah sie aus, als hätten seit mindestens zwei Jahrhunderten, vielleicht noch viel länger, zu ihren Füßen Kerzen gebrannt. Sie trug eine Krone und blickte, den Kopf leicht zur Seite geneigt, nachdenklich auf die Kugel, die sie in einer Hand hielt. Ich war mir ziemlich sicher, dass es die Weltkugel war.

Die Antiquitätenhändlerin hielt sie für die Nachbildung einer mittelalterlichen Statue der Jungfrau Maria, aber sie wusste es nicht genau. Ich wusste es auch nicht, aber ich konnte erkennen, dass es keine Nachbildung war. Eine solche Patina bekam man in keiner Werkstatt und keiner Fabrik hin. Wie sie nach Woodstock, New York, gekommen war, konnte sich niemand erklären.

Natürlich war es verrückt, aber ich konnte einfach nicht anders. Ich fürchtete, sie würde fort sein, wenn ich das nächste Mal vorbeikam, ließe ich sie in diesem kleinen Fenster mit Blick auf die Straße zurück. Ich hätte den Rest meiner Tage das Gefühl gehabt, eine Gelegenheit verpasst zu haben, etwas, das manche Menschen bis zum Ende ihres Lebens verfolgt.

Die Händlerin wollte 100 Dollar, also gab ich ihr meine Kreditkarte. Und das war’s.

Als ich nach Hause kam, war Perdita außer sich. »Ich schicke dich mit einer Kuh los, und du kommst mit Zauberbohnen zurück!« Doch ihre Verärgerung war nur von kurzer Dauer. Vielleicht hatte die heilige Jungfrau bereits ihre

Magie entfaltet. Am Ende des Tages hatte Perdita den Kaminsims in einen Altar verwandelt mit einer Opfergabe von Wildblumen, die sie mit den Kindern im Garten gepflückt hatte. Da erst erfuhr ich, dass Perdita als kleines Kind immer Altäre für die Jungfrau Maria errichtet hatte – in ihrem Zimmer, in der Höhle eines Baumes im Garten und so ziemlich überall sonst. In ihrer Familie gab es dafür kein Vorbild. Ihre Mutter war eine unkonventionelle Künstlerin, ihr Vater ein atheistischer Chirurg, der den frommen irischen Katholizismus seiner Eltern gänzlich ablehnte. Perdita hatte als Mädchen nie das Innere einer Kirche gesehen, aber sie erzählte mir, sie fühle sich für eine kleine zerbrochene Marienfigur verantwortlich, die sie als Kind gefunden hatte, das Überbleibsel einer Krippe. Nun, drei Jahrzehnte später, errichtete sie wieder einen Altar für Maria. In einer alten Truhe voller Erinnerungsstücke fand Perdita ihre Kindheitsfigur wieder und lehnte sie an die Statue der mittelalterlichen Königin des Himmels.

Weder Perdita noch ich sind mit dem Rosenkranz aufgewachsen. Ich wuchs als Protestant im Süden auf. Das hieß, ich kannte zwar das Vaterunser, nicht aber das Ave Maria, den Vatergott, aber nicht die Mutter Gottes. Als ich 18 war, verließ ich mein Zuhause, trat aus der Kirche aus und wurde Buddhist. Perdita war während ihres Studiums für kurze Zeit zum Glauben ihrer Vorfahren konvertiert, vor allem wegen ihres Engagements für soziale Gerechtigkeit, aber niemand in der Kirche hatte ihr den Rosenkranz nahegebracht. Und mit ihren feministischen Neigungen war es ohnehin ausgeschlossen, lange katholisch zu bleiben. Bald vertiefte auch sie sich in die Zen-Meditation.

Als Eltern versuchten wir, unsere Kinder als Buddhisten zu erziehen. Perdita hatte in dem Zen-Kloster, in dem sie Schülerin war, ein Kinderprogramm ins Leben gerufen, und ich reiste durch das Land und gab Workshops zu einer einfachen Meditationspraxis, die ich entwickelt hatte und für die es weder Meister oder Gurus bedurfte; am Ende auch mich nicht – was natürlich hieß, dass es kein besonders profitables Unterfangen war.

Auf einer dieser Unterrichtsreisen, mit Stationen in Kalifornien und New Mexico, trat unerwartet eine andere Madonna in mein Leben.

Auf dieser Reise passierten seltsame Dinge, die ich damals überhaupt nicht verstand. Die Tour begann in einem ehemaligen Dominikanerinnenkloster in San Rafael, Kalifornien, in dem überall Statuen der Madonna vom Rosenkranz standen. Ich kann nicht sagen, eine davon habe mich besonders bewegt, aber ich mochte die Mahlzeiten im großen Refektorium des Klosters, wo sie von ihrem Platz über den Tischen wohlwollend herabblickte. Inspiriert von ihrem Meditationslehrer Thich Nhat Hanh, leisteten diese ehemaligen Dominikanerinnen ihren Beitrag für Frieden in der Welt, indem sie ihr Haus für Workshops aller Glaubensrichtungen öffneten.

Am letzten Morgen des zehntägigen Retreats brach ich nach dem Frühstück eilig zum Flughafen auf. Die ehemalige Ordensschwester, die mich fuhr, meinte, wir hätten reichlich Zeit für die Fahrt, aber es kam anders. Wir gerieten auf der Schnellstraße in einen chaotischen Stau, sodass ich an der Ausfahrt aus dem Auto sprang, um zu Fuß zum Flughafen zu sprinten. Ich rechnete mir aus, wenn ich rannte, würde gerade noch genug Zeit sein, um einzuchecken und zum Gate zu gelangen.

Als ich dann aber die Schlange am Ticketschalter sah, verließ mich der Mut. Ich würde es auf keinen Fall noch in mein Flugzeug schaffen. Ich würde meinen Anschlussflug nach Taos mit dem einmal täglich verkehrenden einmotorigen Flugzeug nicht mehr erreichen, und das bedeutete, ich würde das große Wochenend-Retreat verpassen, das ich mit einem Freund leiten sollte. Ohne das Geld aus diesem Retreat könnte ich gerade so die Reisekosten decken. Kein Verlust. Kein Gewinn. Zwei Wochen fern von meiner Familie, ohne etwas vorweisen zu können außer gutem Karma. So liefen die Dinge damals oft. Immerhin würde es Perdita nicht überraschen.

Da es keine andere Möglichkeit gab, stellte ich mich trotzdem in die Warteschlange. Wenn ich das Retreat verpasste, müsste ich einen Rückflug nach Hause buchen. Doch dann

geschah etwas Seltsames: Ich verspürte plötzlich den Drang zu beten.

Soweit ich mich erinnern kann, hatte ich seit fast 30 Jahren nicht mehr gebetet. Ich hatte gesungen. Ich hatte meditiert. Ich hatte über die Toten nachgesonnen. Ich hatte auf traditionelle buddhistische Weise alle möglichen Schutzgeister angerufen. Aber in all dieser Zeit hatte ich nicht ein einziges Mal ganz einfach eine höhere Macht um Hilfe gebeten.

Vielleicht lag es an meinem Aufenthalt in dem Kloster unter all dieser heiligen Ikonen und Statuen. Oder vielleicht war es einfach nur die finanzielle Not eines müden Ehemanns, der sich schlecht fühlte, weil er wieder einmal mit leeren Händen nach Hause kam. Ich schloss die Augen und suchte nach Worten für mein Gebet. Mir fiel nichts anderes ein als: »Erbarme dich meiner!« Das altbekannte Gebet.

Ich sprach es einmal … zweimal … dreimal. Dann spürte ich einen Klaps auf meiner Schulter.

Ein kräftiger dunkelhäutiger Mann in Uniform stand neben mir. »Sind Sie auf dem Anschlussflug nach Taos?« fragte er.

Einen langen Moment lang starrte ich ihn nur an und blinzelte. Schließlich riss ich mich zusammen und stammelte: »Ja! Ja, das bin ich.«

»Dann kommen Sie schnell«, sagte er und deutete auf den Elektrokarren, mit dem er Augenblicke zuvor gekommen war. Er nahm mein Ticket und trat an den Anfang der Schlange, flüsterte dem Mitarbeiter etwas zu, der kurz in meine Richtung blickte, bevor er mich eincheckte. Dann ging es los.

Ich sagte kein Wort, während wir durch die Flughafenflure rasten und Reisende zu beiden Seiten auseinanderstoben, aber ich erinnere mich, dass ich mich fragte, ob er in einem früheren Leben vielleicht Taxifahrer in Mexiko-Stadt gewesen war. Es kam mir nicht in den Sinn zu fragen, woher um alles in der Welt er gewusst hatte, dass ich unter all den Menschen, die in der Schlange standen, derjenige war, die nach Taos fliegen wollte … oder wer ihn geschickt hatte, um mich zu finden. Ich hatte mit niemandem am Flughafen gesprochen. Später fragte ich meine Freundin, die Nonne, ob sie jemanden

gebeten hatte, mir zu helfen, aber das hatte sie nicht. Als wir am Gate ankamen, sagte ich nur: »Muchas gracias!«, und schon ging es los. Ich hatte Angst, den Zauber zu brechen.

Dieses magische Gefühl begleitete mich nach New Mexico. Kaum war ich in Taos gelandet, sah ich überall das Bild eines ganz bezaubernden mexikanischen Mädchens. Eines junges Mädchens. Es sah aus, als sei es 16 oder 17, und es war überall, wo ich hinkam – auf dem Armaturenbrett des Taxis, das mich vom Flugplatz abholte, auf dem Kalenderblatt hinter der Frau, die mich im Hotel eincheckte, und so ziemlich überall sonst.

Ich sah es von der Wand des Restaurants, in dem ich zum Mittagessen Halt gemacht hatte, auf mich herabblicken. Oder ich suchte nach Souvenirs, die ich Perdita und den Kindern mitbringen wollte, und etwa ein Drittel der Artikel in jedem Laden trug das Bild dieses Mädchens. Da ich in jener ersten Nacht in Taos aufgrund der Höhenlage immer noch unruhig war und nicht schlafen konnte, ging ich nach draußen und folgte einem Pfad zwei Meilen lang durch die Wüste, nur um schließlich vor ihrer Statue zu stehen, die sich vor dem Hintergrund von tausend Sternen abzeichnete.

Als ich am Sonntag während einer Pause des Retreats durch die Stadt schlenderte, kam ich an einer Terrakotta-Tafel vorbei, die an einer Säule angebracht war, die offenbar die Taos-Version eines Stadthauses von einem winzigen Laden trennte, in dem Pflanzen und blühende Kakteen verkauft wurden. Da war das Mädchen wieder. Es kam mir fast so vor, als würde es mich verfolgen.

Eine ältere grauhaarige Frau in einem Kostüm und mit einer Ledermappe unter dem Arm war gerade aus dem Stadthaus getreten. Eine Brille baumelte an einer Kette um ihren Hals. Ich dachte, sie müsse wohl Professorin oder Immobilienmaklerin sein.

Ich zeigte auf die Gedenktafel, als sie auf dem Weg zu ihrem Auto daran vorbeiging, und fragte: »Entschuldigen Sie, wissen Sie, wer diese Person ist? Sie scheint in dieser Stadt überall zu sein.«

Sie setzte ihre Brille auf, um zur Tafel hinaufzuschauen, als habe sie sie zuvor nicht bemerkt.

»Ja. Das ist La Morenita, die Dunkelhäutige.«

Ich muss wohl verwirrt geschaut haben, denn sie fuhr fort: »Sie ist die katholische Version der aztekischen Muttergöttin Tonantzin, auch bekannt als Coatlaxopeuh. Wenn man das dreimal schnell hintereinander sagt, klingt es wie der spanische Name, den man ihr gegeben hat: Guadalupe.«

»Sie ist überall«, wiederholte ich verständnislos.

»Aber natürlich!« erklärte die Frau sachlich. »Sie ist schließlich die Jungfrau, die in diesem Teil Amerikas zu Hause ist.«

Und damit war die Sache in ihren Augen wohl erledigt. Sie lächelte, öffnete die Autotür, und im nächsten Augenblick war sie verschwunden. Doch eine Professorin, dachte ich.

Ich stand noch einen Moment da und blickte zu dem Terrakotta-Relief der jungen Frau hinauf, die ihre Hände zum Gebet gefaltet hatte und deren Körper von den Strahlen einer unsichtbaren Sonne hinterleuchtet wurde. Es dauerte etwas, bis ich merkte, dass noch jemand gekommen war, um der Jungfrau die Ehrerbietung zu erweisen; ein Schatten verschmolz an der Wand mit dem meinen.

Die Frau war dunkel und rund, nicht größer als 1,50 Meter und schien um die 50 zu sein – obwohl das schwer zu sagen war: Ihr Haar war pechschwarz. Ihr Lächeln zeigte einen Goldzahn mit einem ausgeschnittenen Stern in der Mitte. Diese kleine Frau sagte nichts, doch einen Moment später küsste sie drei ihrer Finger und drückte sie, auf Zehenspitzen stehend, gegen den Bauch der Jungfrau, der leicht geschwollen aussah. Natürlich! Das Mädchen war schwanger. Das war mir vorher nicht aufgefallen.

In Jahrzehnten spiritueller Wanderschaft durch ein Dutzend Tempel hatte ich noch nie etwas wie diese eine reine Geste der Hingabe erlebt. Es lag so viel Sanftheit darin. Aber auch Traurigkeit. Und ein Gefühl der Verbundenheit … vielleicht Schwesternschaft. Die Geste war vertraut und zärtlich, intim und ehrfurchtheischend.

Und dann war es vorbei.

Die Frau bekreuzigte sich schnell mit den Fingern, mit denen sie den Bauch der Jungfrau berührt hatte, und zog sich

sofort in ihre mit Pflanzen angefüllte kleine Grotte von einem Laden zurück.

Später am Nachmittag fand ich ein Buch, das die Geschichte des Mädchens erzählte, das dieses Gefühl erweckte.

Ich las: An einem frühen Morgen im Jahr 1531 sei in einer Gegend, die heute ganz im Norden von Mexiko-Stadt liegt, ein Azteke namens Juan Diego auf dem Weg zur Kirche gewesen, als er die Stimmen vieler Vögel hörte, die auf einem nahegelegenen Hügel sangen. Die Lieder verstummten plötzlich, und in der Stille, die folgte, rief eine Stimme seinen Namen.

Juan stieg auf den Gipfel des Hügels und traf dort eine wunderschöne junge Frau, deren Gewänder im Glanz der Sonne strahlten. Sie begrüßte ihn respektvoll und beauftragte ihn, den örtlichen Bischof davon zu überzeugen, an genau dieser Stelle einen Tempel zu ihren Ehren zu errichten. »Dort werde ich dem Weinen und Klagen eures Volkes lauschen, um all eure Schmerzen, Nöte und Leiden zu heilen.«

Zweimal versuchte Juan, den Bischof zu überzeugen, jedes Mal ohne Erfolg. Beim dritten Versuch sandte die Jungfrau dem Bischof ein Zeichen: Sie gab Juan eine Armvoll Rosen, die sicher in seinem Umhang verstaut waren.

Als Juan im Bischofspalast seinen Umhang auftat, fielen die Blumen auf den Boden, und dort, vor den Augen des verblüfften Bischofs und der Umstehenden, zeigte sich das Bild der Jungfrau Maria, das auf wundersame Weise auf den Innenstoff seines Mantels erschien. Nun war der Bischof überzeugt, die Kapelle wurde gebaut, und das ikonische Bild der Muttergottes von Guadalupe – und ihre Geschichte – wurden in der ganzen Welt berühmt.

Heute ist die Basilika Unserer Lieben Frau von Guadalupe in Mexiko-Stadt der beliebteste katholische Wallfahrtsort der Welt mit über 20 Millionen Besuchern im Jahr – Millionen von ihnen kommen allein zu ihrem Festtag am 12. Dezember. Die Gläubigen beginnen ihre Reise Tage oder Wochen im Voraus und tragen häufig Statuen oder Gemälde der »aztekischen Jungfrau« Hunderte von Kilometern weit. Warum unternehmen so viele diese beschwerliche Reise? Viele

Menschen pilgern auch zu anderen Heiligtümern – nach Lourdes, Fatima oder Medjugorje –, aber nicht in einem solchen Ausmaß.

Viel später sollte ich etwas zum Hintergrund der Guadalupe-Erscheinung entdecken, die von der katholischen Kirche so gut wie nie erwähnt wird.

Die Jungfrau von Guadalupe erschien Juan Diego während des größten Völkermords der Menschheitsgeschichte – 20 Millionen Tote allein in Mexiko in knapp hundert Jahren. Das Gemetzel begann, als Kolumbus auf Hispaniola ankam. Müttern wurden ihre Kinder aus den Armen gerissen und vor ihren Augen ermordet. Sie mussten mit ansehen, wie ihre Ehemänner, Söhne und Väter gefoltert und getötet wurden, während sie selbst vergewaltigt und versklavt wurden. Es ist fast unmöglich, sich das Ausmaß dieser skrupellosen Blutgier vorzustellen – alles gerechtfertigt durch religiöse Überzeugungen, die den Konquistadoren einredeten, sie könnten nichts Falsches tun, solange sie Christen waren. Und was mit der Natur geschah, war nicht besser. Ganze Arten verschwanden innerhalb weniger Jahrzehnte, als der unersättliche Appetit der europäischen Invasoren alles verschlang, was sich ihnen in den Weg stellte. In einem Muster, das sich in ganz Amerika wiederholen sollte, wurden Wälder geplündert, Flüsse verschmutzt, große Herden ausgerottet und ganze Populationen dahingemetzelt und dem Verrotten überlassen. Die ökologische Verwüstung war unmittelbar und in vielen Fällen unumkehrbar.

Was Gewalt und Hass nicht zerstörten, vollendeten Krankheiten. Pocken, Masern und andere Epidemien dezimierten ganze Völker und schwächten ihre Fähigkeit, sich gegen ihre Angreifer zu wehren.

Juan wäre 18 gewesen, als Kolumbus 1492 amerikanischen Boden betrat. Als Hernán Cortés 1519 Mexiko erreichte, wäre er 45 gewesen. Er war ein Azteke, dessen Religion sich um Tepeyac drehte, einen Hügel, auf dem sein Volk seit langem eine Göttin namens Tonantzin verehrte; ihr Name bedeutete »Mutter Erde«.

Tepeyac ist eben jener Hügel der Erzählung, und die Kapelle, um dessen Errichtung die Jungfrau gebeten hatte, ersetzte jenen Tempel, der kaum 12 Jahre zuvor von spanischen

Priestern zerstört worden war. Der Bischof der Guadalupe-Geschichte, Juan de Zumárraga, wurde »Beschützer der Indios« genannt, weil er sich einigen der schlimmsten Gewaltexzesse widersetzte, die die Konquistadoren an den Azteken verübten. Dennoch war er ein überzeugter Zerstörer der aztekischen Kultur. Zumárraga prahlte, persönlich 20.000 heilige Bilder entweiht und 500 aztekische Tempel dem Erdboden gleichgemacht zu haben. Denn der Völkermord in Mittelamerika war nicht nur das Werk von Soldaten, die Körper töteten. Er war das Werk von Priestern, die die Seele töteten.

Inmitten von Qualen, die wir uns kaum vorstellen können, erscheint Juan Diego die Muttergottes und verspricht ihm ihren Schutz. Doch es ist ein überaus rätselhafter Moment in der Geschichte. Denn sie macht dem Schrecken kein Ende. Das Schlimmste steht noch bevor. Ihr Erscheinen bedeutet etwas anderes. Ihre Hand ist jene, die sich den Hoffnungslosen immer in den dunkelsten Momenten entgegenstreckt. »Nimm sie«, scheint sie zu sagen. »Folge mir, und ich werde dafür sorgen, dass dein Volk nicht von der Erde verschwindet.«

Deshalb ist die Jungfrau von Guadalupe schwanger. Sie erscheint am Ende einer Welt und birgt doch das Versprechen einer neuen. Selbst das Schlimmste, wozu Menschen fähig sind, kommt gegen die lebensspendende Frau nicht an, die von Zeitalter zu Zeitalter fortdauert.

Aber ehrlich gesagt habe ich damals nichts davon verstanden. Ich las den größten Teil meines Buches über Guadalupe und hatte als Lesezeichen eine kleine Karte, auf der ebenfalls ihr Bild zu sehen war. Auf der Rückseite der Karte standen die Worte, die sie an dem Tag an Juan Diego richtete, als sie ihm die Rosen gab und ihm sagte, er solle nicht verzweifeln.

Bin ich nicht hier, die deine Mutter ist?
Bist du nicht in meiner Obhut und unter meinem Schutz?
Bin ich nicht dein Quell der Freude?
Bist du nicht in den Falten meines Mantels
Und in meiner Umarmung?
Gibt es noch etwas, das du brauchst?

So schlichte Worte der Fürsorge und des Trostes. Und doch verwirrten sie mich. Nichts in meiner christlichen Erziehung, geschweige denn in meinen Erfahrungen mit Zen, hatte mich auf eine Begegnung mit der Großen Mutter vorbereitet. Dennoch gingen mir die Worte unter die Haut. *Bin ich nicht hier, die deine Mutter ist? Gibt es noch etwas, das du brauchst?* Am nächsten Tag verließ ich Taos mit einem kleinen handgemalten Porträt der Muttergottes und einer Tasche voller kleiner Guadalupe-Souvenirs. Als ich am Flughafen in New York ankam, war Perdita dort, um mich mit unseren Kindern Sophie und Jonah abzuholen. Völlig aus heiterem Himmel – denn mir war es bis zu diesem Moment gar nicht bewusst gewesen – sagte ich: »Du wirst es nicht glauben, aber ich muss lernen, wie man den Rosenkranz betet.«

Perdita starrte mich mit offenem Mund an. Die Jungfrau Maria auf unserem Kaminsims war eine Sache. Den Rosenkranz zu beten wie ihre irisch-katholische Großmutter, war eine andere. Ich wollte sagen: »Nein. So ist es nicht.«

Jahre später erklärte mir eine mexikanische Freundin, dass viele ihrer Landsleute, nach ihrer Religionszugehörigkeit gefragt, sich nicht als katholisch bezeichneten, sondern antworteten: »Soy Guadalupano!« – »Ich bin Anhänger von Guadalupe.« Aber ich konnte Perdita nicht erklären, was ich empfand, also sagte ich nichts mehr.

Ich dachte, sie hätte es vergessen, aber ein paar Wochen später, zu meinem 39. Geburtstag, schenkten sie und die Kinder mir einen Rosenkranz aus rosa und lila Plastikperlen, die sie im Haus gefunden hatten.

Ich lernte den Rosenkranz aus einem gebrauchten Buch, das ich im örtlichen New Age-Laden gefunden hatte. Es steckte viel Geschichte darin, vermischt mit gut gemeinter, wenn auch trockener Theologie. Aber im Anhang waren eine Abbildung und die Texte der grundlegenden Gebete enthalten. Der Rosenkranz war so einfach, dass ein durchschnittlicher Achtjähriger ihn problemlos lernen konnte. Ich brauchte einen Tag, um mir alles einzuprägen. Danach war ich bereit. Der Rosenkranz machte es mir leichter als je zuvor, auf dem Meditationskissen in jenen stillen inneren Raum einzutreten, den ich als buddhistischer

Mönch kultiviert hatte. Keine formelle Haltung oder kontrollierte Atmung. Keine besonderen Anweisungen. Es ging lediglich darum, bei jeder Perle ein Gebet zu sprechen. Und doch funktionierte es. Ich war davon so überrascht (eigentlich schockiert), dass ich, um der Sache auf den Grund zu gehen, ein umfassendes Studium der Perlen-Traditionen verschiedener Religionen weltweit begann.

Ich fand heraus, dass Gebetsperlen, soweit man zurückdenken konnte, Teil fast aller religiösen Traditionen gewesen waren. Das Rezitieren von Gebeten oder Mantras, während man einen Kreis aus Perlen in den Händen hielt, schien untrennbar zu dem spirituellen Impuls zu gehören, durch eine Nabelschnur mit seiner Mutter verbunden zu sein – wie ein Baby im Mutterleib. Und doch gab es guten Grund zu der Annahme, dass die allerersten Rosenkränze gar nicht aus Perlen oder Gebeten bestanden, sondern aus echten Blumen. Diese wurden vermutlich auf einem nahegelegenen Feld gepflückt und zu einer Girlande für die Göttin geflochten. Wann hatte diese Praxis begonnen? An diesem Punkt stieß mein Forschen an seine Grenzen.

Bei Hinduismus, Buddhismus und allen anderen Überlieferungen, die mit Perlen zu tun hatten, war es ähnlich: Wenn man weit genug zurückgeht, stößt man auf jemanden, der barfuß im Moder steht und einer Göttin Blumen darbringt – einer Göttin, von deren Existenz ich bis vor kurzem überhaupt nicht gewusst hatte. Mein Verstand konnte sich einen Rosenkranz ohne Perlen und ohne Mantras nicht vorstellen, noch konnte ich mir ausmalen, was der spirituelle Zweck eines solchen längst verlorenen »Blumenrituals« gewesen sein könnte. In einem Moment, der über Religion hinaus auf eine einfachere und weisere Verehrung der Mutter allen Lebens zurückzuführen schien, hatte ich in Taos eine indianische Frau beobachtet, wie sie schweigend den schwangeren Bauch der Jungfrau berührte; damals hatte ich nicht verstanden, was ich gesehen hatte.

Später sollte ich herausfinden, dass die Göttliche Mutter fast immer im Zusammenhang mit einer großen Prüfung erschien – um Führung und Schutz anzubieten und um als Zeichen der Hoffnung zu dienen, dass das Leben trotz allem weitergeht. War

nicht die Erdgöttin als Jungfrau Maria wieder aufgetaucht, um die Azteken durch ihre Apokalypse zu führen? Das hätte mich nachdenklich gestimmt, hätte ich gewusst, wie viele Erscheinungen der Jungfrau Maria es im letzten Jahrhundert gegeben hatte – in Portugal vor der Grippepandemie von 1918 … in Bosnien vor dem Bürgerkrieg … in Ruanda vor dem Völkermord.

Wie viele Menschen um die Jahrtausendwende, war auch ich immer mehr davon überzeugt, unsere Spezies nähere sich einer endgültigen Abrechnung. Aktuelle Prognosen besagen, infolge des Klimawandels, der Entwaldung und anderer vom Menschen verursachter Faktoren würde bis zum Ende des Jahrhunderts mehr als die Hälfte aller Pflanzen- und Tierarten auf der Erde verschwunden sein. Unsere Ozeane sind bereits vielerorts tot. Die Greueltaten des mesoamerikanischen Völkermords, so schrecklich sie auch waren, waren nur der Anfang des globalen Ökozids, der derzeit im Gange ist.

Hätte ich das volle Ausmaß des Problems begriffen, als ich erstmals an den Rosenkranz geriet, wäre ich vielleicht Juans Beispiel gefolgt und hätte mich der einen Mutter anvertraut, deren Weisheit alle Lebewesen auf dem langen, manchmal dunklen Weg der Evolutionsgeschichte bis zum heutigen Tag geleitet hat. Aber ich konnte es nicht. Damals war da diese spirituelle Unrast, und ich konnte nicht lange bei einer Sache bleiben. Kaum hatte ich begonnen hatte, den Rosenkranz zu beten, brachte mich das Centering Prayer (Gebet der Sammlung) und das tibetische Traum-Yoga wieder davon ab, gefolgt von Dutzenden anderer spiritueller Praktiken.

Ich ließ den Rosenkranz Rosenkranz sein. Ich fand ihn zu katholisch. Ich fand *Maria* zu katholisch. Ich hatte überhaupt nicht den Wunsch, katholisch zu werden – oder überhaupt Christ. Jahre später würde unsere Tochter Sophie den Rosenkranz einen »blinden Passagier« nennen: eine Verehrung der Muttergöttin, die, versteckt im Rumpf der katholischen Kirche, über die Jahrhunderte zu uns gelangt war. Wie Jacks Mutter in der Geschichte von der Bohnenstange warf ich die Handvoll Samen, die mir gegeben worden war, aus dem Fenster. Dort lagen sie schlafend ein Dutzend Jahre unter einer Reihe kurzer, aber

intensiver spiritueller Begeisterungen. Diese schichteten sich auf wie Blätter auf dem Waldboden – und warteten auf den Moment, in dem die Muttergottes sagen würde: »Jetzt!«

Mutter

Um den Rosenkranz zu beten, halten wir die Perlen in unseren Händen…

Als Babys ist unser erster Reflex, uns festzuhalten – an einem Finger, an einer Haarsträhne, an der Brustwarze. Mittelalterliche Statuen der Madonna mit Kind zeigen oft, wie Jesus sich am Saum von Marias Gewand festhält. Wie unsere affenartigen Verwandten klammern wir uns gleich nach der Geburt an unsere Mütter, und unser ganzes weiteres Leben werden wir diese anfängliche Haltung nachahmen und nach etwas greifen, an dem wir uns festhalten können – sowohl in Augenblicken der Freude als auch in Zeiten der Not. Sicherlich ist das der Grund, warum fast jede Religion den Brauch kennt, zum Beten Perlen zu verwenden. Wenn wir den Rosenkranz in die Hand nehmen, sind wir wie ein kleines Kind, das nach der Hand der Muttergottes greift.

Als unsere frühen Vorfahren den jahreszeitlichen Wanderungen der Tiere folgten, waren sie ihrer Mutter, der Erde ganz hingegeben. Denn ihre Geschöpfe nährten und kleideten sie. Ihre Wälder boten Schutz und Heilpflanzen. Unsere Vorfahren tranken aus ihren heiligen Quellen, erfrischten sich in den Flüssen, und im Winter hielten ihre Feuer sie warm. Sie lebten in ständiger Fühlung mit ihr; ihre nackten Füße berührten ihren Körper, wenn sie gingen. Kein Wunder, dass ihre ersten künstlerischen Ausdrucksformen das Feiern dieser uranfänglichen Verbindung waren.

In Höhlen tief im Schoß ihrer Mutter malten diese steinzeitlichen Künstler Tiere, die aus vulva-ähnlichen Spalten im Fels hervorquollen. »Von hier kommt das Leben«, schienen sie zu sagen. Mit diesen Malereien formten sie die frühesten menschlichen Figuren aus Stein, Knochen und Ton: allesamt

Frauenkörper. Diese ersten Göttinnen waren in ihrer Form unendlich vielfältig, aber fast alle passten in eine Hand. Sie waren nicht dazu gemacht zu stehen, nicht für die Aufstellung auf einem Altar bestimmt. Sie waren dazu gedacht, gehalten zu werden.

Haben unsere fernen Vorfahren diese Figuren der Großen Mutter in ihren Fingern gedreht, wenn sie keine Nahrung fanden oder wenn ihre Lieben in Gefahr waren? Haben sie sie an ihre Stirn gehalten für Glück auf der Jagd? Haben sie sie während der Geburt bei sich getragen? Oder sie mit ihren Händen fest umklammert, als sie starben?

Wir können es nicht wissen. Doch diese ersten Göttinnen als bloße magische Talismane abzutun, hieße zu vergessen, dass die frühen Menschen ihre Mutter auch in den Hängen der Berge und den Windungen der Flüsse, in den Höhlen der Felsen und in den mächtigen Stämmen der alten Bäume erkannten. Mit einer Statuette aus Stein konnte man die Gegenwart der Mutter in allem Stofflichen würdigen – und es war eine Möglichkeit, ihre Gegenwart in den eigenen Händen zu halten.

Vielleicht ist das der Grund, warum Menschen, die heute den Rosenkranz beten, ihre Perlen gerne bei sich tragen. Sie tragen den Rosenkranz um den Hals, haben ihn in der Tasche, hängen ihn an den Rückspiegel und legen ihn unter ihr Kopfkissen, wenn sie schlafen. Wie die frühesten Statuetten der Göttin, erinnert uns der Rosenkranz daran, wem wir angehören – und er erinnert uns daran, dass wir tatsächlich dazugehören. Der Rosenkranz ist keine geistliche Übung, für die man sich anstrengen muss. Er ist eine Andachtsform, die uns an unsere Verbindung gemahnt: mit eben jener Mutter, deren Körper unser Planet und unser Zuhause ist.